

in der Regenzeit wäre die ganze Arbeit rein verlorene Mühe gewesen, aber diese Zeit lag zum Glücke längst hinter mir. Die Höhle hatte mir die Natur von selbst in den Felsen gegeben; sie bestand aus einer großen Vertiefung, ähnlich dem Eingange eines Kellers, und da das Gestein sandig war, so war es mir nicht schwer, ein Gewölbe in den Felsen auszufächten. Allerdings ging das Werk durchaus nicht so leicht von statten; denn mir fehlte das Notwendigste, — das Handwerkszeug. Mein hübsches Schiffsmesser war mir bei der Landung nach dem Schiffsbruche von den Wilden abgenommen worden, und da ich auch meinen Speer verloren, so blieb mir nichts übrig, als nach Art früherer Menschengenerationen Muscheln zum Graben zu benutzen. Wiewohl ich die größten aussuchte, — die Wahl war gerade nicht schwer, da das Meeresufer Tausende und Abertausende aufwies, so brauche ich nicht erst zu sagen, daß mir die Arbeit nur äußerst langsam von der Hand ging. Ich sann darauf, mir besseres Handwerkszeug zu verschaffen und hatte auch nach längerem Suchen das Glück, breite und flache Steine zu finden, die sich auf dem harten Felsgestein ziemlich gut glatt schleifen ließen. Aus demselben Stoffe verfertigte ich mir mehrere brauchbare Messer, und nichts fehlte also, mich so recht in das Steinalter hinein zu versetzen. Mit Hilfe dieser Messer war es mir ein leichtes, Stiele und Schäfte zurecht zu schneiden und damit einige Schaufeln herzustellen. Um mir ein gutes Lager zu bereiten, raffte ich, soviel ich konnte, Moos und Gras zusammen, und breitete es in der Sonne zum Trocknen aus, damit es nachts zum weichen und gesunden Polster diene. Ferner machte ich mir in geringer Entfernung von meiner Hütte einen Feuerherd zurecht, indem ich Steine aufeinander schichtete und in der Mitte dieser altarähnlichen Vorrichtung eine Öffnung für das Feuer übrig ließ. Dann holte ich Reisig und Laub zusammen, und suchte mir zwei Holzscheite aus, das eine von weichem, das andere von hartem Holze, riß Feuer, was mir nicht schwer fiel, weil ich im Lande Kootar mir hierin genügende Übung verschafft hatte, und bald loderte ein tüchtiges Feuer in hochprasselnder Flamme zum Himmel empor. Kochen konnte ich freilich zunächst nicht, weil ich keine Geschirre besaß. Ich mußte also das Wildbret, welches ich erlegte, braten. Dieses ewige Einerlei ermüdete mich, und ich beschloß, dem Töpfer ins Handwerk zu pfeuschen. Lehmige Erde fand ich genug, und ich entdeckte sogar mehr, als ich brauchte. Das einfachste wäre freilich gewesen, den Thon in der Sonnenhitze trocknen zu lassen, aber die Sonnenstrahlen ließen einmal mein Machwerk nicht langsam genug trocknen und meine Töpfe sprangen daher noch vor dem Gebrauche. Nun, — verstand ich auch nichts von einem Töpferofen, so hatte ich doch schon oft genug davon gehört, daß Thongefäße nur allmählig erhitzt werden dürfen, wenn sie nicht zerspringen sollen. Jetzt kam mir die Lesewut zu Hilfe, welche in meiner Kindheit oft genug meine teure Mutter für meine Augen so besorgt gemacht hatte. Ich formte mehrere Töpfe, welche freilich mir als Künstler sehr wenig Ehre machten; dann setzte ich einen auf den anderen, stellte sie auf glühende Asche und zündete in einiger Entfernung ein starkes Feuer an, welches ich immer mehr und mehr verstärkte, bis die Töpfe rot glühten. Diesen Hitze-grad unterhielt ich mehrere Stunden, ließ dann nach und nach das Feuer eingehen und mein Geschirr erkalten. Vor Aufregung konnte ich des Nachts kein Auge schließen und schwebte wohl in derselben spannenden Erwartung, wie einst der Glockengießer von Breslau